

Evangelische Kirche im Prozeß des Umbruchs:

# Die Wende – eine „protestantische Revolution“?

Die DDR fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Über die Ursachen des Untergangs dieses auf seine Einwohner und Außenbeobachter so unerschütterlich wirkenden Staates werden die Historiker noch in Jahrzehnten streiten. Heute schon aber läßt sich sagen, daß man die Ursachen für den plötzlichen Zusammenbruch dieses Staates nur herausfinden kann, wenn man zugleich in der Lage ist zu erklären, warum er über Jahrzehnte hinweg eine derart unerschütterlich wirkende Stabilität besaß.

**D**ie hier vertretenen These lautet: Nicht irgendein gesellschaftlicher Akt – die Kirche oder die politischen alternativen Gruppen oder das Volk – hat das System gekippt; es ist vielmehr aufgrund des Ineinanderversinkens einer Vielzahl von Faktoren zusammengebrochen.

Bei der Gesellschaft der DDR handelte es sich um ein geschlossenes System, in dem sich die internen Widersprüche aufgrund der Geschlossenheit der Grenzen anhäuferten und verschärften. Solche Widersprüche waren zum Beispiel die Ungleichmäßigkeiten in der Machtverteilung, der Gegensatz zwischen Sachverstand und politisch-ideologischer Bevormundung oder auch die Kluft zwischen offiziell formuliertem Gesellschaftsbild und inoffizieller privater Meinung. Aufgrund der Abgeschlossenheit des Systems mußten

jeden, der sich nicht eindeutig zum Sozialismus bekannte, als Staatsfeind. Außerdem wurden mit ihrer Hilfe die systemeigenen Widersprüche bagatelisiert und verdeckt. Der Staatssicherheitsdienst mußte seine Arbeit im Verborgenem verrichten, denn ihre Öffentlichkeit wäre eine Anerkennung der gelegentlichen gesellschaftlichen Widersprüche gleichgekommen. Seine Aufgabe bestand darin, die ideologisch markierten Feinde des Sozialismus praktisch ausfindig zu machen. Die auf diese Weise erreichte totale Steuerung und Kontrolle des nach außen hin abgeschlossenen Systems und die Unterdrückung aller internen Spannungen und Gegensätze – freilich bei gleichzeitiger Zulassung von privaten Nischen und Freiräumen – hielten die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse des Systems stabil, verdammt es aber zugleich zu einer weitgehenden Entwicklungsunfähigkeit.

**W**ill man den Untergang eines solchen Systems erklären, dann kommt es darauf an, die Faktoren zu benennen, die die Geschlossenheit seiner zentralistischen Organisationsstruktur aufbrachen. Ein solcher Faktor bestand in der Tatsache, daß die Abgrenzung zum Westen nicht konsequent durchgeführt war. Die Ostblockstaaten nahmen

geschlossenen Gesellschaftsstruktur bei, denn sie entzogen sich im Gesellschaftsinnen dem Totalitätsanspruch des Systems. Entscheidend aber war die Öffnung der österreichisch-ungarischen Grenze, die die Geschlossenheit des Systems aufhob und dadurch die jahrelang unterdrückten Ungleichgewichte in der Gesellschaft in Bewegung versetzte. Nun kam es zur Austragung jener Spannungen, die man in der vorausgegangenen Zeit nicht wahrhaben wollte und unsichtbar gehalten hatte, vor allem zur Entladung des Gegensatzes zwischen Führung und Volk.

Die Kirche war im Prozeß des Umbruchs also nicht der ausschlaggebende und entscheidende Motor, sondern nur ein Faktor neben anderen. Dennoch hat sie wichtige Funktionen im Umbruchsprozeß wahrgenommen. Jahrzehntlang war die Kirche der einzige gesellschaftliche Ort, an dem die gesellschaftlich unterdrückten Widersprüche und Probleme thematisiert wurden. Als aus dem offiziellen Gesellschaftsaufbau ausgeklammerte Institution vermochte sie sich eine gewisse Autonomie zu bewahren. Um ihre gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten nicht zu gefährden, war sie über zugleich daran interessiert, gesellschaftlich nicht ausgegrenzt zu werden. Sie stand zwischen den Fronten und bemühte sie sich sowohl um konstruktive Beziehungen zum Staat als auch zu den Oppositionellen. Einerseits wurde sie so zum Spiegelbild der offiziell verdeckt gehaltenen Widersprüche der Gesellschaft, andererseits wurde sie zur Vermittlungsinstanz zwischen den gegensätzlichen Partnern. Bei dieser stellvertretend für den Staat übernommenen Aufgabe des öffentlichen Dialogs drohte sie ihre Kräfte zu überfordern und sich an den internen Spannungen zu zerreiben.

**A**uch wenn die Kirche die von den Oppositionsgruppierungen geübte Kritik immer wieder bei staatlichen Stellen vorbrachte, verstand sie sich selbst jedoch nicht als Opposition. Den Führungsanspruch der SED hat der Bund der evangelischen Kirchen niemals in Frage gestellt und auch nicht die Existenz der Mauer. Das heißt, die evangelische Kirche hat nicht versucht, die beiden entscheidenden Grundlagen der realsozialistischen Machtverteilungsverhältnisse anzutasten. Vielmehr übte sie sich im geschickten Taktieren zwischen Anpassung und Widerstand und vermied es, Angriffsflächen für ein unmittelbares Eingreifen der staatlichen Administration zu bieten. Sie öffnete sich den alternativen Gruppen, lehnte aber übertriebene Mittel des Protestes ab. Aufgrund dieser Zurückhaltung war die Kirche nur schwer mit staatlichen Mitteln zu attackieren. Andererseits entzog sie sich aber auch immer wieder den Vereinnahmungsversuchen des Staates. Genau dieses geschmeidige Umarmungsvermögen war die Bedingung für die Möglichkeit, daß die Kirche im Prozeß des Umbruchs zum Kristallisationspunkt des Widerstandes werden konnte. Es ist daher durchaus kein Zufall, daß sich gerade aus ihrem Raum heraus die Massendemonstrationen und Bürgerbewegungen formierten.

**E**ine weitere Funktion vermochte die Kirche wahrzunehmen, als sich die SED von der Verweigerung des Dialogs auf seine Zulassung umstellte. Von diesem Zeitpunkt an war die Kirche in der Lage, mit dem ihr eigenen Mittel, mit dem Wort zu wirken. Als die unterdrückt gehaltene Kommunikation öffentlich wurde, wanderte der bislang in der Kirche geführte Dialog in die Gesellschaft aus. Die Öffentlichkeit bediente sich nun der bislang von den Kirchen gebrauchten Argumenten, übte die bislang von den Kirchen vorgebrachte Kritik. Pfarrer wurden zu Oppositionsführern, Kirchen zu Stätten der Volksversammlung und Kirchenvertreter zu Vermittlern des öffentlichen Gesprächs zwischen den verschiedenen politischen Positionen.

Diese Vermittlungsfunktion hatte die Kirche auch schon in den Jahren zuvor wahrgenommen. In einer Gesellschaft, die auf der Alternativität von Vereinnahmung oder Ausgrenzung beruht, wirkt jedoch jede Vermittlungsfunktion bereits systemsparend.

Dr. DETLEF POLLACK



Die Leipziger Nikolaikirche.

(Foto: TSCHIMGE)

diese Widersprüche nicht bearbeitet werden, sondern ließen sich mit repressiven Mitteln unterdrücken und kuschieren. Die wichtigsten dieser Mittel waren der Einsatz der sozialistischen Ideologie und die Arbeit des Staatssicherheitsdienstes. Die sozialistische Ideologie richtete an jeden einzelnen die Frage, ob er für den Sozialismus ist oder dagegen, und behandelte

am KSZE-Prozess teil, die westlichen Medien wirkten auf die Köpfe der Menschen in der DDR ein, und es gab Reisen von West nach Ost und zunehmend auch umgekehrt. Ein weiterer Faktor war der Einfluß der Perestrojka auf die DDR, insbesondere auf die Genossen in der SED. Darüber hinaus trugen auch die politisch alternativen Gruppen und die Kirche zu einem Aufweichen der

Jürgen Kuczynski: Schwierige Jahre mit einem besseren Ende?

Tagebuchblätter 1987 bis 1989, Tacheles-Verlag, Berlin 1990, 219 S.

Mir liegen keine statistischen Angaben vor, und es wird wohl auch keine geben, wieviel ehemalige DDR-Bürger in den letzten Jahren ein Tagebuch geführt oder Zeitungsartikel, Briefe, die ihnen des Aufhebens wert waren, und persönliche Notizen, die Tagebuchcharakter trugen, gesammelt und eventuell jahresweise geordnet haben. Ich weiß jedoch, daß ein großer Teil meiner Freunde und Bekannten so verfuhr. Auch Nichthistoriker, die sich nie mit Quellenkunde und -kritik befahlig haben, wissen um die Subjektivität von Briefen oder gar persönlichen Aufzeichnungen und um die Gefahren ihrer Veröffentlichung. Diese Subjektivität ist jedoch von großartiger Anziehungskraft und löst sehr leicht mehr oder minder heftige Emotionen aus.

J. K. hat an zwei Stellen in seinen Tagebüchern sich über sie geäußert und Selbsturteile gefällt. So bekennt er: „Ich denke öfter über den Charakter dieses Tagebuches nach. Es handelt praktisch nur vom Alltag eines Wissenschaftlers in einer Zeit des noch unentwickelten Sozialismus. Manches mag späteren Lesern (an die ich eigentlich nie denke, auch wenn ich das Gefühl habe, ich muß Zeugnis von meiner Zeit, wie ich sie erlebe, ablegen) kleinkariert vorkommen. Aber auch Kleinkariertes kann eine Quantität annehmen, die in Qualität von großem Gewicht umschlägt ...“ (S. 115). An anderer Stelle

wendigkeit der Subventionierung von Waren des Grundbedarfs, das Berliner Pfingsttreffen der FDJ, den ND-Artikel von Hanna Wolf, die Resultate bei den Kommunalwahlen, die Auswanderungsbewegung und die Protestdemonstrationen um und nach dem 7. Oktober 1989. Seine genaue Leistungsbilanz (S. 216 ff) weist aus, daß er 1987-1989 243 Vorträge gehalten hat und sich in den anschließenden Diskussionen darüber informieren konnte, welche Probleme die Menschen bedrücken. So kann mit nahezu seismographischer Genauigkeit die sozialökonomische, politische und ideologische Abwärtsbewegung in einem Land verfolgt werden, das er ironisch das „Musterland“ des realen Sozialismus nennt. Doch J. K. wäre kein Wissenschaftler, wenn er nicht ständig bestrebt wäre, die Ursachen dafür zu finden. Daß ihn das Problem nahezu täglich bewegte und er schwer um Erkenntnis rang, geht daraus hervor, daß sich die Aussagen wiederholen bzw. an Schärfe zunehmen. Etwas vereinfacht kann man sie auf folgenden Nenner bringen: Infolge der fehlerhaften Politik der Parteiführung, ihrer Ignoranz der Wirklichkeit, ihrer Überheblichkeit und Unfähigkeit, entstand eine Kluft zwischen dem Volk, die Parteimitglieder und viele Funktionäre eingeschlossen, und der obersten Parteiführung, die sich mehr und mehr vertiefte.

Eine wesentliche Ursache sieht der Vf. in der Abkehr von den Leninischen Normen des Parteilebens und in einer Anti-Gorbatschow-Politik die er mehrfach als Antisowjetismus charakterisiert. Er beurteilt das Kollektiv der Parteiführung, den Generalsekretär, Erich Honecker, Mitglieder des Politbüros und leitende Funk-

Gattin Marguerite beim Lesen seines Buches „Seine selbstzufriedenen Äußerungen zum Nationalitätenproblem aufgefallen. Jetzt zeigt sich, wie recht wir hatten. Auch mit den völlig ungenügenden Ausführungen zum Frauenproblem und zur Jugend waren wir unzufrieden gewesen.“ (S. 81)

Im Zusammenhang mit Kuczynskis widersprüchlicher und subjektiver Haltung zur Parteiführung steht die „Oben-unten-Problematik“, die beides Raum einnimmt. Sätze wie „Für wie dumm hält man oben eigentlich unsere Bevölkerung?“ Wie groß ist die Kluft des Mißtrauens zwischen oben und unten, genährt von oben?“ (S. 74) oder „Am Nachmittag sprach ich zu einer Gruppe der DSP in Leipzig. Eine völlig blöde Situation natürlich für die Gruppe hier bei der Haltung unserer Führung. Ich habe den Eindruck, daß die Situation dort unten und oben genau so kluftig ist wie in der Partei.“ (S. 111) Was aber ist „oben“ und was ist „unten“? J. K. zählt sich selbst zu „unten“. Anders rechneten ihn zu „oben“, (Gesellschaftswissenschaftler an der Leipziger Universität und selbst an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED: „Hätte ich nur einige wenige Gedanken aus dem ‚Urenkel‘ geäußert, wäre mir ein sofortiges Parteiverfahren sicher gewesen.“)

Wie beurteilt er selbst sein Verhalten? Typisch für ihn und die Mehrheit der SED-Mitglieder ist sicher folgende Stelle: „Unserer Grundorganisation hat man Auflösung angedroht, wenn wir weiter gegen den Parteibeschluß, den ‚Sputnik‘ zu ver-

## Die neuen Tagebuchblätter des J. K.:

# Der Nestor als ein Tacitus der SED-Aristokratie?

nennt er es „ein treues Abbild des Alltags in einer noch immer in so vieler Beziehung stalinistischer Zeit“ (S. 171).

Das Beeindruckende ist sein Optimismus, seine Hoffnung auf Besserung und der Glaube, daß im Gegensatz zur Prognose eines Georg Wilhelm Friedrich Hegel und der modernen Verfechter der Posthistoire die bürgerliche Gesellschaft nicht das Ende der Geschichte bedeutet. Unlängst hat er diese Position bekräftigt, als er in einem Interview mit der „Leipziger Volkszeitung“ auf die Frage „haben sich Ihre Überzeugungen, Ideale gewandelt?“ antwortete: „Nein, in keiner Weise. Wir haben unendlich viele Fehler gemacht. Aber ich bin auch nicht der Meinung, daß die vergangenen 40 Jahre nur Fehler waren. Ich habe heftige Kritik geübt an diesem jämmerlichen Sozialismus in der DDR, nicht am Sozialismus an sich.“ (Leipziger Volkszeitung, 15. 01. 1991).

Dabei war er – wie viele andere auch – in Illusionen gefangen. (So meinte er, daß die SED bei den Wahlen am 6. Mai 1990 als „größte Partei“ hervorgehe, „wenn wir den Wahlkampf nur einigermaßen geschickt führen“) (S. 191).

„Kleinkariert“ sind seine Aufzeichnungen gewiß nicht.

Sie widerspiegeln die Ereignisse innerhalb und außerhalb der DDR, die die Menschen bewegten, ja aufwühlten. So wie er hat mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Mehrzahl der politisch engagierten DDR-Bürger gedacht.

Die Reihe treffender Urteile reicht über Hagers Vergleich der Entwicklung in der UdSSR mit dem Neutapezieren eines Zimmers, die von der Parteiführung mißbilligten Ovationen für Gorbatschow, das SED-SPD-Dokument, die Vorfälle bei der Liebknecht-Luxemburg-Demonstration, den Artikel der vermeintlichen Leningrader Dozentin, den das ND nachdruckte, und den Gegenartikel, den Beitrag in der „Berliner Zeitung“ zu ökonomischen Problemen und seine Folgen für die Verantwortlichen, das „Sputnik“-Verbot, das Verhältnis der SED-Führung zu Rumänien und China, seine Artikel über die Not-

tionäre aus dem Parteiapparat. Ebenso wie einst Tacitus Licht und Schatten auf die römischen Kaiser warf, verfährt J. K. mit der „Feudalaristokratie“ der SED. Ganz im Schatten steht der „Neutapezierer“ Kurt Hager (z. B. S. 37), während Hannes Höning, einst Leiter der Abteilung Wissenschaften, von der hellen Sonne beschienen wird. Andererseits heftige Kritik am niedrigen Niveau der Gesellschaftswissenschaften (S. 67, 71, 93 f. und 96), deren Entwicklung doch auch in der Kompetenz dieser Abteilung lag. Außerordentlich widerspruchsvoll sein Verhältnis zu Erich Honecker, der häufig in den Aufzeichnungen vorkommt. Er habe keine Ahnung gehabt, daß sich auch Erich Honecker gleich anderen Politbüromitgliedern „wie provinzielle, neureich werdende Kapitalisten mittlerer Größe, voller Raffgier auf Geld und Gut gestützt hatten“ (S. 12). Andererseits rechnete er es dem einstigen ersten Mann im Staate hoch an, daß er sich für seinen „Dialog mit meinem Urenkel“ einsetze und urteile überschwänglich...

„Ich habe in meinem langen Leben so manche Parteiführer kennengelernt, von bürgerlichen wie von Arbeiterparteien, doch keinen von einer solchen Souveränität in einem so gearteten Fall.“ (S. 29). Es nimmt daher nicht wunder, daß er sich als „ausgewiesenen Apologeten Honeckers“ bezeichnen lassen muß (S. 195), wobei es von seiner Souveränität zeugt, dieses Urteil auch noch selbst zu veröffentlichen und damit zu entschärfen. Subjektive, spontan notierte Gedanken sind aber nun einmal das Charakteristikum von Tagebuchaufzeichnungen.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn innerhalb einer kurzen Zeitspanne die Urteile über Personen und Institutionen rasch wechseln. So notiert er am 27. März 1989: „Habe hier etwas für die ‚Einheit‘ geschrieben, das sie hoffentlich nehmen werden, auch wenn es marxistisch und gebildet ist.“ (S. 143) Unter dem 9. April heißt es: „Wir bei der ‚Einheit‘. Der Artikel soll sofort, also schon im Mai, erscheinen – mit zwei klugen Ergänzungen, die die Redaktion gemacht hat.“ (S. 146) So unfähig scheinen die Redakteure also doch nicht gewesen zu sein!

J. K. setzte auf Gorbatschow. Er betonte mehrfach, daß er Vorträge auf der Gorbatschow-Linie halte. Dabei ist er keineswegs unkritisch. So seien ihm und seiner

bioten, sind. In der Versammlung sagte ich, ich bleibe selbstverständlich bei meiner Meinung, daß das Verbot falsch war, aber werde mich diszipliniert fügen und nicht gegen ihn diskutieren.“ Ein Kommentar erübrigt sich.

Bei aller Freude, mit der man das Buch liest, sind jedoch drei Dinge kritikwürdig. Erstens leidet J. K. wahrlich nicht an Bescheidenheit. Voller Stolz zählt er auf, daß Hager ihn als den „Nestor der Gesellschaftswissenschaftler“ bezeichnete (S. 20); er selbst nennt sich „eines der führenden Mitglieder unserer Parteintelligenz“ (S. 27); der Schreiber eines Briefes gab ihm den Titel „Seelsorger der DDR“ (S. 37); ein Hallenser Student gar „Beichtvater der Nation“ (S. 41). Es geht mühsamer weiter, wobei seine Lieblinge mit dem Nobel-Preis und die Wertung „Der Urenkel“ ist doch auch als politisch-strategisches Werk für Historiker von großer Bedeutung“ (S. 64) dem Ganzen die Krone aufzusetzen. Zweitens sollte man Tagebuchaufzeichnungen, wenn man sie veröffentlicht, genau überprüfen, ob man nicht durch spontane Urteile Menschen nicht nur regelrecht verleumdet, sondern Kampagnen gegen sie objektiv massiv unterstützt. Das um so mehr, wenn man im Nachhinein feststellen muß, daß man – so im Falle des Leipziger Schriftstellers Hans Pfeiffer – Fehlinformationen aufgesessen ist.

Solche Irrtümer sollten auch nicht nur in intimen Verlautbarungen, sondern auch öffentlich eingestanden werden. (Vgl. S. 158) Drittens tritt eine Fülle von Narsten und Anspielungen auf, die dem größten Teil der Leser unbekannt sein dürften. Hier wären Anmerkungen durchaus angebracht gewesen.

Daß der alte Gelehrte aus der Parkstraße in Weibensee mit einer Fülle von Gedankenblitzen aufwartet („konservative Revolution“ in der Welt des Sozialismus, S. 186, Charakter der Novemberrevolution, S. 118 und 138 f. und vieles andere mehr) und am laufenden Band politische Witze einstreut, wird keines verwundern, der auch nur einen kurzen Einblick in sein reiches originelles wissenschaftliches und publizistisches Schaffen genommen hat.

Prof. Dr. GÜNTER KATSCHE